

„Eigentlich hätten wir besser zusammen“

Die Alumni Alt-Rektor Cornelius Weiss und StuRa-Gründer Peer Pasternack

Kurze Zeit nach dem Zusammenbruch der DDR saßen sich Cornelius Weiss und Peer Pasternack im akademischen Senat der in einem schwierigen Umwandlungs- und Erneuerungsprozess befindlichen Universität Leipzig gegenüber – Weiss als Rektor, Pasternack als Gründungsmitglied und Sprecher des StudentInnenRats. Heute ist Cornelius Weiss Alterspräsident des Sächsischen Landtags, Peer Pasternack ist Forschungsdirektor am Institut für Hochschulforschung der Universität Halle-Wittenberg. Für das Alumni-Magazin trafen sich beide zum Zwiegespräch, moderiert von Rebekka Honeit und Tobias D. Höhn.

Herr Professor Weiss, Sie waren zwischen 1991 und 1997 der erste demokratisch gewählte Rektor der Universität Leipzig nach der Wende. Erinnern Sie sich an Ihren ersten Tag im Amt?

Weiss: Ich bin morgens in das Rektorat am heutigen Augustusplatz gekommen, habe dort meine neuen Mitarbeiter „offiziell“ begrüßt, habe mir erklären lassen, wo mein Schreibtisch ist, und wurde dann zu dem amtierenden Rektor Leutert geführt. Der war sehr kurz angebunden. Er zeigte auf einen hohen Stapel Papier und sagte: „Herr Weiss, diese Sachen sind noch nicht erledigt, viel Glück!“, und zog offensichtlich erleichtert davon. Dann habe ich Vier-Augen-Gespräche geführt mit den zwei Sekretärinnen und den zwei persönlichen Referenten, die im Rektorat arbeiteten.

Aber das Rektorat bringt ja auch Bürokratie mit sich. Für jeden Wissenschaftler eine Umstellung.

Weiss: Mir wurde gezeigt, wie der Tagesablauf des Rektors aussieht und wie die Büroarbeit läuft – beispielsweise, dass man Briefe nicht mit nach Hause nimmt, beantwortet und dann einfach wegwirft, sondern samt Antwort archiviert. Später habe ich entschieden, dass es keine festen Sprechzeiten mehr gibt, damit die Leute nicht draußen warten müssen wie beim Zahnarzt. Wer mich sprechen wollte, konnte das nach vorheriger Absprache im Sekretariat in der Regel schnell und unbürokratisch tun.



„Das hat schon gebrodelt“, erinnert sich Peer Pasternack an die Zeit des Umbruchs. Er gründete damals den StudentInnenRat der Universität. Fotos: Jan Woitas

Was hat Sie an dem Amt gereizt?

Weiss: Ursprünglich hat es mich nicht gereizt, ich glaube, Herr Pasternack weiß das. Ich habe mich nach der Wende recht stark in der „Initiativgruppe zur demokratischen Erneuerung der Universität“ engagiert, bis dahin hatte ich wenig mit Politik zu tun. Aber ich habe dabei keineswegs an mögliche spätere Konsequenzen dieser Art gedacht. Das bereits demokratisch legitimierte Interimsrektorat sollte damals die ersten regulären Rektoratswahlen organisieren, doch es gab nur einen Kandidaten. Einigen Angehörigen der Universität war das zu undemokratisch. Aus irgendeinem Grund hat dann Professor Gottfried Geiler, der zum Interimsrektorat zählte, mir vorgeschlagen zu kandidieren – für mich völlig überraschend.

Haben Sie sofort Ja gesagt?

Weiss: Ich habe mir Bedenkzeit ausbedungen, mir das zu Hause überlegt und am nächsten Tag zugesagt. Die Prognosen für meine Wahl waren ungünstig – 25 bis 30

Prozent. Ich habe das eher sportlich gesehen und mir gesagt, ich tue meine Pflicht, und wenn es nichts wird, gehe ich einfach wieder zurück an mein Institut als Chemiker. Aber es kam anders. Vor der Wahl habe ich im Konzil eine sehr impulsive Rede gehalten, und deshalb glaubte offenbar eine Mehrheit, ich wäre der Richtige für das Amt. Dann erst wurde mir klar, worauf ich mich eingelassen hatte. Das ist eine irre Verantwortung. 430 Leute waren damals im Konzil, die Stimmung war hochemotional, es gab jede Menge Erwartungen, die sich zum Teil gegenseitig ausschlossen. Und jetzt sollte ich, mit nichts ausgerüstet – keinem entsprechendem Studium, keinerlei Erfahrungen – an exponierter Stelle in die Verwaltung.

Herr Pasternack, Sie waren zur selben Zeit Gründungsmitglied und anschließend langjähriger Sprecher des StudentInnenRates. Wie sahen die Studenten die Umbrüche?

Pasternack: Das hat schon gebrodelt. Um

Zusammenarbeiten können“

er Peer Pasternack erinnern sich an eine aufregende Zeit



Alt-Rektor Cornelius Weiss: „Wer mich sprechen wollte, konnte das nach vorheriger Absprache im Sekretariat in der Regel schnell und unbürokratisch tun.“

die Jahreswende 1990/91 fand die Abwicklung statt und die Studierenden protestierten dagegen, vornehmlich diejenigen, deren Studiengänge von der Abwicklung betroffen waren. Im ursprünglichen Abwicklungsbeschluss sollte die Kommunikations- und Medienwissenschaft gestrichen werden, ebenso wie die Kulturwissenschaften. Beide Studienrichtungen wurden dann in Folge der Antiabwicklungsproteste wie auch Jura, Wirtschaftswissenschaften, Soziologie, Politikwissenschaft und Philosophie neu gegründet. Dafür wurden Kommissionen berufen und Gründungsprozesse initiiert, wobei auch klar war, dass für die Studierenden Übergangslösungen geschaffen werden mussten. Die Abwicklungsproteste fanden im Wesentlichen auf der Rektoratsetage im Hauptgebäude, das jetzt nicht mehr steht, statt.

Weiss: Kurz vor Weihnachten 1990 gab es einen Hungerstreik, und das Rektorat wurde besetzt. Drei oder vier Tage lang war es vollständig blockiert. Dann haben die

Studierenden entschieden, dass das Rektorat die Interessen der Universität nur vertreten kann, wenn es auch arbeitsfähig ist, deshalb wurde die Blockade aufgehoben. Immer, wenn jemand aus dem Rektorat in sein Arbeitszimmer ging, musste er durch ein Spalier sitzender Studenten, die regelmäßig applaudierten. Das war natürlich halb ironisch und halb ernst. Musik wurde auch gemacht, und die Studierenden malten Transparente für Aktionen außerhalb der Universität. Alles war voll mit Farbe, der Fußboden war ein Jahr danach noch bunt.

Sie standen auf verschiedenen Seiten. Wie reflektieren Sie die damalige Zeit?

Weiss: Ich war damals einige Male bei den studentischen Vollversammlungen im Hörsaalgebäude. Dort habe ich Herrn Pasternack zum ersten Mal gesehen, wusste aber schon, dass er der führende Kopf bei der Gründung des StuRa war. Er war derjenige, der in der Öffentlichkeit am meisten in Erscheinung trat, er brauchte

kein Abzeichen und keine besondere Dienstmütze. Damals war ich ja noch nicht Rektor, sondern Mitglied der bereits erwähnten Initiativgruppe.

Das Verhältnis der Initiativgruppe zu den Studierenden war nicht gut. Vor allem im Zusammenhang mit der vorgeschriebenen Abwicklung einiger Studiengänge war man zu dem Schluss gekommen, die Studierenden und auch der StuRa seien Reaktionen. Dabei haben sie eigentlich nur gesehen, dass hier Unrecht geschieht. Wir trafen uns meist nur als Kontrahenten bei irgendwelchen Debatten. Später, als ich als Rektor die Senatssitzungen leitete, habe ich gemerkt, dass ich im Herzen oft auf der Seite der Studierenden stand. Die sprachen Punkte an, die wir aus Hochmut, Nachlässigkeit oder Zeitnot gar nicht berücksichtigt hatten. Wir hätten eigentlich auch intensiver und besser zusammenarbeiten können. Dabei waren wir im Vergleich mit anderen Hochschulen noch gut.

Pasternack: Immerhin haben wir zusammen Bier getrunken. Herr Weiss kam gerne mit zur StuRa-Sitzung, das erste Mal unmittelbar nach der Wahl. Irgendwie gab es immer Bier beim StuRa, das ging bis spät in die Nacht. Was ich noch hinzufügen möchte: Studierende artikulieren ihre Positionen zugespitzt, sind jung, emotionalisierbar und erfüllt von Gerechtigkeitsinn. Meiner Meinung nach ist es nicht Aufgabe der Studierenden, einverstanden zu sein, sondern auf Probleme hinzuweisen. Wenn man das berücksichtigt hätte, wäre 1990 die Kommunikation an der Universität sehr viel entspannter gewesen. Wir waren zwar alle der Ansicht, dass das Ausdiskutieren von Meinungsunterschieden eine große Errungenschaft sei, aber eigentlich waren wir dazu nicht wirklich in der Lage. Es fehlte sozusagen die demokratische Routine. Ich bekam damals viel Besuch von aktiven Studierenden aus Westdeutschland, die sich an der Uni auf ihre politische Karriere vorbereiteten und mit allen Wassern gewaschen waren. Einer schenkte mir ein Büchlein mit dem Titel „Wie manipulierte ich meinen Verein“.

Haben Sie etwas daraus gelernt?

Pasternack: Eine Sache offenbare ich jetzt mal. Da stand nämlich unter anderem Folgendes drin: Wenn ein Gremium mit Präsidium in ovaler oder in Vierseiten-Anordnung tagt, sollte man sich genau gegenüber setzen, denn dann bildet man das so genannte Gegenpräsidium. Dort wird man zuerst gesehen, wenn man sich meldet und kann Blickkontakt zum Präsidium halten. Wenn man das Wort hat, brauchen die Zuhörer, die die ganze Zeit auf das Präsidium gestarrt haben, einfach nur den Kopf zu drehen und man hat die volle Aufmerksamkeit. Deshalb bin ich immer ein halbe Stunde vor den Sitzungen im Ziegenledersaal im Hauptgebäude aufgetaucht und habe den Platz im Gegenpräsidium besetzt. Nach einigen Sitzungen blieb der Platz auch frei, wenn ich ihn nicht vorher besetzte, er war dann angestammt. Das hat tatsächlich dazu geführt, dass meine Wortmeldungen praktisch nie übersehen wurden. Außerdem waren die Posten der Dekane nicht besonders beliebt; die meisten versuchten, das Amt schnell wieder loszuwerden. Dadurch waren Professor Günther Wartenberg und ich nach kurzer Zeit die dienstältesten Senatsmitglieder. Das führte dazu, dass man Selbstverwaltungswissen akkumulierte, sich an Beschlüsse erinnerte, die längst vergessen hätten sein sollen und so weiter. Mir wuchs dort eine Rolle zu, die über die eines studentischen Vertreters hinausging, jedenfalls habe ich das so in Erinnerung. Die Zeit war konfliktreich, aber sie hatte auch partnerschaftliche Elemente, insbesondere bei der Zusammenarbeit mit Herrn Weiss und Herrn Wartenberg.

Weiss: Auch ich habe damals ein Buch gelesen, „Latein für Angeber“, das mir im Senat sehr geholfen hat. Da kam der in vieler Augen popelige Naturwissenschaftler und wusste die Mehrzahl von *condicio sine qua non*. Mit solchen Geschichten konnte man so manchem Geisteswissenschaftler beiläufig imponieren.

Herr Pasternack, waren Studenten in der damaligen Zeit politisch aktiver als heute?

Pasternack: Das lässt sich schlecht vergleichen, die Situation war eine völlig andere. Der Herbst 1989 hat auch Menschen mit geringerem politischen Interesse mitgerissen. Ebenfalls wichtig waren Rollenvorbilder in anderen Ländern, bei vielen politischen Bewegungen waren Studierende

voran mit dabei, beispielsweise in China und der Tschechoslowakei. Was ich für besonders erwähnenswert halte: Studenten wurden in der DDR mittels schulischem Konformitätsdruck vorselektiert – bestimmte Leute kamen gar nicht erst auf die Hochschule. Deshalb identifizierte sich die Studierendenschaft besonders intensiv mit der DDR. Allerdings haben Untersuchungen von DDR-Jugendsoziologen gezeigt, dass die Identifikation mit der FDJ unter den Studierenden Ende der achtziger Jahre im Keller war. Noch in den Siebzigern lag sie bei 70 Prozent, 1988 war sie abgesunken auf ein Zehntel dessen. Das hat es uns natürlich leichter gemacht, den StuRa als neue Vertretungsstruktur durchzusetzen. Es gab damals eine Urabstimmung mit über 70-prozentiger Wahlbeteiligung und über 90-prozentiger Zustimmung. Das sind Traumergebnisse, die nie wieder erreicht wurden.

Heute studiert ein größerer Anteil der Gesamtbevölkerung, für die es ja eher typisch ist, sich nicht oder nur am Rande für Politik zu interessieren. Entsprechend ist das politische Interesse, zumindest das Interesse, selbst politisch zu arbeiten, auch innerhalb der Studierendenschaft weniger ausgeprägt. Außerdem ist das Studium heute viel stärker auf den individuellen Bildungs- und Berufserfolg orientiert, dadurch verringert sich die Bereitschaft, Zeit in Angelegenheiten zu investieren, die nicht primär einem persönlich, sondern der Allgemeinheit nützen.

Was hat Sie motiviert?

Pasternack: Vor dem Studium hatte ich eine Ausbildung gemacht und sechs Jahre als LKW-Fahrer gearbeitet. Mit Marx gesprochen, hatte ich also acht Jahre die Basis studiert und ging 1987 an die Uni, um den Überbau in Augenschein zu nehmen. Als LKW-Fahrer habe ich alle Wirtschaftsbereiche des Landes kennengelernt – und egal, wohin man kam, überall war es am Zusammenkrachen. Es war faszinierend, dass das System insgesamt trotzdem eine überlebensrelevante Stabilität beibehält – jedenfalls bis 1989. Das war für mich eine sozialwissenschaftliche Fragestellung. Nach dem Abitur auf der Abend- schule habe ich mich für Germanistik und Kulturwissenschaften beworben, wurde aber jeweils abgelehnt. Eigentlich wollte ich Politikwissenschaft studieren, nur gab es das Studienfach in der DDR gar nicht. Am nächsten kam der Politikwissenschaft ein Studiengang namens „Wissenschaftlicher Kommunismus“. Statt also weiter auf eine offenkundig aussichtslose Zulassung in überlaufenen Studiengängen wie Germanistik zu warten, habe ich mich entschieden, ein Studium anzutreten, das zwar einiges an Konfliktpotenzial erwarten ließ, aber meinen fachlichen Interessen im Wesentlichen entsprach. Bald zeigte sich: Das war ein gesellschaftswissenschaftliches Mixstudium, fast alle Lehrveranstaltungen bei den Historikern, Soziologen usw. waren weitgehend in Ordnung, aber das meiste, was aus der eigenen Sektion



Alt-Rektor Cornelius Weiss (l.) und StuRa-Gründer Peer Pasternack (M.) beim Diskutieren mit Pressesprecher Tobias D. Höhn.

kam, war zum Fürchten. Die Konflikte ließen auch nicht lange auf sich warten. Ende 1989 hatte ich dann eine Zulassung für die FU Berlin, ich wollte endlich richtig Politikwissenschaften studieren. Eher aus wissenschaftlicher Neugier heraus bin ich aber damals zu vielen politischen Versammlungen gegangen, doch das war es dann immer dasselbe: Ich kam dorthin, um irgendetwas zu beobachten, aber dann musste ich etwas sagen, weil mir das, was dort geredet wurde, zu absurd oder zu unstrukturiert vorkam. Schließlich war die Versammlung zu Ende, und ich war wieder Sprecher von irgendetwas. Deshalb konnte ich auch die Zulassung an der FU nicht mehr wahrnehmen – ich war einfach zu sehr an der Uni Leipzig eingebunden.

Vor welchen Herausforderungen sehen Sie die deutsche Hochschullandschaft heute?

Weiss: Beim Hochschulumbau nach 1989 wurden viele Fehler gemacht. In vielerlei Hinsicht wurde den ostdeutschen Hochschulen ein an sich reformbedürftiges System übergestülpt. Immerhin ist es uns gelungen, einige gute Sachen zu retten und auch eigene Ideen einzubringen. So gibt es bei uns StudentInnenRäte statt der Allgemeinen Studierendenausschüsse, die in der alten BRD üblich waren. Auch gab es damals und gibt es heute eine funktionierende Vereinigung der Studierenden in ganz Sachsen, die KSS. Einiges davon war durchaus modern. Wenn ich allerdings auf heute schaue, sehe ich ein Sächsisches Hochschulgesetz, das vieles davon zurückfährt und die innere Demokratie der Universität beschädigt. Ein Gesetz, das meine Partei leider mitzuverantworten hat.

Pasternack: Ich finde es auch tragisch, was die Schwierigkeiten bei der Kompromissfindung in der Koalition in Sachsen produzieren. Noch etwas lokal Bezogenes in diesem Zusammenhang: Gerade voriges Jahr habe ich eine Forschungslandkarte Ostdeutschlands geschrieben und dabei festgestellt, dass die Attraktivität des Hoch-

schulstandortes Leipzig zu wünschen übrig lässt. 1989 war die Universität Leipzig nach der Humboldt-Universität die Nr. 2 in Ostdeutschland, heute steht sie, überrundet von Dresden und Jena, auf Platz 4. Und das, obwohl Leipzig nach Berlin in Ostdeutschland als die attraktivste Stadt gilt, also die Universität vom Standortimage her beste Voraussetzungen hat.

Inwiefern kann das Jubiläum eine Chance sein, um für die Universität Leipzig zu werben?

Pasternack: Man kann das Jubiläum durchaus als symbolischen Anlass nehmen, sich inhaltlich neu zu orientieren und einen Diskussionsprozess in Gang zu setzen. Außerdem ist es natürlich eine großartige Chance für die Universität, mit der Leipziger Bürgerschaft in Kontakt zu treten.

Weiss: Wichtig ist, dass man nicht undifferenziert jubelt, sondern die Geschichte kritisch betrachtet: Die Universität blickt auf stolze 600 Jahre zurück, aber leider auch auf grässliche Fehlleistungen. Sie war die erste Universität, die sich freiwillig „judenfrei“ meldete, der erste Euthanasiemord hat hier in der Kinderklinik stattgefunden. Natürlich muss man ebenso auf die positiven Seiten und Personen eingehen, wie den ersten frei gewählten StuRa-Vorsitzenden Wolfgang Natonek. Man sollte aber auch die DDR-Zeit nicht einhellig verdammen, auch dort gab es mutige Rektoren. Zum Beispiel hat Rektor Horst Hennig das Verbot, Sonderdrucke im Westen anzufordern, weil der Klassenfeind daraus auf unsere Forschungsinteressen hätte schließen können, einfach missachtet. Er war der Überzeugung, Wissenschaft ohne freien Zugang zu Informationen könne es nicht geben. Ansonsten erwarten Herr Pasternack und ich jetzt natürlich, dass wir zur großen Jubiläumsfeier eingeladen werden und in der ersten Reihe sitzen. *(lacht)*

Herr Professor Weiss, Herr Doktor Pasternack, wir danken Ihnen für das Gespräch.



Cornelius Weiss (Jahrgang 1933) war von 1946 bis 1953 mit seinen Eltern in der Sowjetunion interniert. Nach dem Abitur an der Lagerschule Obninsk

studierte er Chemie in Minsk und Rostow am Don. 1960 schloss er sein Studium an der Universität Leipzig ab und promovierte 1964. Später lehrte er in Leipzig Theoretische Chemie. 1989 zum außerordentlichen Professor berufen, übernahm er 1990 als Direktor die Leitung der damaligen Sektion Chemie. Weiss war 1990 Mitbegründer der „Initiativgruppe zur demokratischen Erneuerung der Universität“. Als Rektor (1991–1997) hat er sich um die Erneuerung der Universität Leipzig verdient gemacht und wurde dafür mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt. Nach dem Ende seiner Amtszeit engagierte sich Weiss als Politiker in der SPD, 2004 bis 2007 war er Vorsitzender der sächsischen Landtagsfraktion. Er trat zurück, weil er mit der Novelle des Hochschulgesetzes nicht einverstanden war.



Peer Pasternack (Jahrgang 1963) begann 1987 sein Studium an der Universität Leipzig und schloss es 1994 als Diplom-Politikwissenschaftler ab.

Pasternack gilt als geistiger Vater des organisatorischen Modells des StudentInnenrates (StuRa), den er 1990 mitgründete und bis 1995 als Sprecher und Senatsmitglied vertrat. Außerdem war Pasternack erster Sprecher der Konferenz Sächsischer Studierendenschaften (KSS). Pasternack promovierte zur Geschichte des ostdeutschen Hochschulumbaus in den Nachwendejahren und wurde 2005 in Kassel habilitiert. Er war fünf Jahre Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Leipzig und lehrt heute Soziologie in Halle. Seit 1996 forscht er am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg, war 2002–2003 Staatssekretär für Wissenschaft im Senat für Berlin und ist seit 2004 Forschungsdirektor am Institut für Hochschulforschung.

Die „Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig e.V.“ ...

... hat sich zur Aufgabe gestellt, die Universität bei der Forschungs- und Lehrtätigkeit sowie bei kulturellen und gesellschaftlichen Anliegen zu unterstützen. Ziel ist es, dort zu helfen, wo Projekte aus dem laufenden Haushalt trotz ihrer Bedeutung für die Universität nicht finanziert werden können. Dieses Anliegen können Sie unterstützen, indem Sie Mitglied werden und/oder spenden.

Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig e.V.
 Ritterstraße 26, 04109 Leipzig
 Telefon: 0341 97-37827